



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-e-: Heraldisches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dürfte dagegen dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechen, bei dem mit Recht oder Unrecht die ursprüngliche Bedeutung des Wohlgeruchs in Wegfall gekommen ist, da man oft von einer duftigen Ferne oder einer duftigen Sommer-toilette liest, wobei es sich offenbar um das Leichte, Schleierartige des Anblicks, nicht um den unsern Geruchssinn wahrnehmbaren Reiz handelt.

Das gut ausgestattete und mit sieben künstlerisch ausgeführten Sanguine-medallions geschmückte Buch würde durch eine nochmalige Korrektur gewonnen haben: der leider nicht ausgemerzten Druckfehler sind zuviel, als daß sie den Gesamteindruck nicht doch einigermaßen beeinträchtigen sollten.



Heraldisches



eraldisch, Wappenkunde! Wer wird sich in unsern aufgeklärten Zeiten mit so feudalem Zeug herumschlagen! — Das soll hier auch nicht geschehen, aber doch darf vorausgeschickt werden, daß der zu allen Zeiten und bei allen Völkern ausgesprochne Gedanke, Personen, Körperschaften und staatliche Verbände durch ein feststehendes Sinnbild zu bezeichnen, nirgends in so erschöpfender und zugleich künstlerisch vollendeter Weise zur Geltung gebracht worden ist, wie in den Wappen des Mittelalters zu der Zeit, wo unter den Hohenstaufen das heilige römische Reich deutscher Nation zur höchsten Blüte gelangt war, der leider bald der jähe Fall folgte. Die seit damals geltenden Anschauungen und Einrichtungen sind auch unsern Tagen noch keineswegs fremd geworden. Der jüngste Großstaat der Welt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Gründung die Einleitung der neuesten Geschichts- und der staatlichen Entwicklungsperiode ist, hat sich beeilt, ihrem Staate als Symbol einen Adler, den weißköpfigen Nordamerikas, zuzulegen, und der den modernen Anschauungen zuneigende, sehr einflußreiche B. Franklin, der als Wappentier den ausschließlich nützlichen nordamerikanischen Vogel, den Truthahn, durchsetzen wollte, fiel damit durch. Er mußte schließlich damit zufrieden sein, daß er wenigstens das an das Familienwappen Washingtons anknüpfende Sternbanner, das sich allerdings wegen seiner vielfachen Streifung von den in Europa Gebrauch gewordenen heraldischen Regeln entfernt, für das Wappen gerettet hatte. Und noch heutzutage ringen Stämme und Völkerschaften, die man vor einem halben Jahrhundert kaum dem Namen nach kannte, danach, ihre Wappen und Farben zur Geltung zu bringen. Dergleichen Anschauungen sind also noch keineswegs überlebt, wenn das auch die große Menge derer, deren ganzes Leben sich heutzutage „zwischen Häusern und Zeitungen,“ zwischen Geschäft und Restauration abspielt, nicht Wort haben will. Wer aber — nicht nur als Vergnügungsreisender — im Auslande gelebt hat, der hat empfunden, welches ganz eigentümliche Gefühl die Brust hebt, wenn neben den Zeichen der Fremden Wappen und Fahne des Vaterlandes im blauen Äther wehend grüßen und daran erinnern, daß daheim eine mächtige Volksgenossenschaft zu gemeinsamem Tun besteht, deren Abzeichen das Ausland zur Achtung nötigt, und die auch ihr einzelnes Mitglied in der Ferne zu schützen vermag. Dieser Gruß der Heimat ist idealer und in der Regel auch lauterer als eine Anrede in der Muttersprache, bei der man nicht immer die Gewißheit haben kann, ob sie aus reinem Herzen kommt, oder ob sich nicht mindestens die Bitte um eine Unterstützung daran knüpfen wird.

Nicht allen ist die Tatsache in der Erinnerung, wie eng sich gerade das Wappen des neuen Reichs an die alte Kaiserzeit anschließt, daß insbesondrer der schwarze

Adler im goldnen Felde das Wappen der Hohenstaufen ist, daß Kaiser Friedrich der Zweite es war, der den vierten Hochmeister des Deutschritterordens, Hermann von Salza, wie der preußische Chronist Casparus Henneberger schreibt, „mit des Römischen Reichs Adler des Ordens Schildt zieret.“ Und während in Deutschland der Hohenstaufenadler die Umbildung zum Doppeladler durchmachte und schließlich Wappen des Kaisertums Österreich wurde, bewahrte ihn das Ordensland Preußen in der ursprünglichen Gestalt, und von dort kehrte er nach den wechselvollen Geschicken von siebentehalb Jahrhunderten in das neue Reich zurück. So liefert dieser historische Vorgang eine sinnvolle Ergänzung der alten deutschen Kaiserfage, die von der Wiederkehr der Hohenstaufen, in Süddeutschland Friedrichs des Zweiten, am Kyffhäuser Friedrichs des Ersten, das Wiedererstehen des Reichs hoffte.

Die Wappen verdanken ihren Ursprung der während der Kreuzzüge allgemein gewordenen Sitte der Ritter, sich ganz in Eisen zu rüsten, sodaß schier einer dem andern gleich und bei geschlossenem Visier keiner zu erkennen war. Die Übereinstimmung in der Bewaffnung machte Unterscheidungszeichen nötig, die man im Schild und auf dem Helm, zeitweilig auch an der Lanze führte. Diese gestalteten sich nach und nach zu bleibenden und erblichen Kennzeichen für ganze Familien und gingen mit der Ausbildung des Wappenwesens im ganzen Bereich des abendländischen Rittertums in die Familienwappen über. Waffen und Wappen ist ursprünglich ein und dasselbe Wort, ebenso bedeuten im Französischen *les armes* und im Englischen *the arms* zugleich Waffen und Wappen. Die alten Wappen zeigen darum auch immer den Schild (schräg gezeichnet, so wie ihn der Ritter am Arm hielt) mit Figur und darüber den Turnierhelm mit Helmzier und der ausgezackten, in späterer Zeit immer stilisiert gezeichneten Helmdede; vereinzelt kommen auch Lanzen vor mit Fähnchen, deren Farben in der Regel von den Hauptfarben des Schildes abweichen, so zum Beispiel beim Wettiner Wappen, das außer dem schwarzgelb gestreiften Schild mit dem Mautenkranz Lanzen mit weißgrünen Fähnchen aufwies. Im allgemeinen aber wählte der Ritter seine Farben nach denen des Schildes, wobei die Wappenfigur die erste, das Feld des Schildes die zweite Farbe hergab; so war die Farbe der Hohenstaufen nach dem schwarzen Adler im goldnen Felde schwarzgelb und ist noch heute das Banner Österreichs. Es war auch üblich, nur zwei Farben zu führen, jede mehr wurde vermieden. Der horizontal rotweiß gestreifte heßisch-thüringische Löwe im blauen Felde zum Beispiel hätte zu den Farben rotweißblau führen können, aber die Landgrafen und die Kurfürsten von Hessen führten nur rotweiß, und das ist auch heute noch die Landesfarbe des Großherzogtums Hessen. Hieraus ergibt sich, daß es im alten Deutschen Reich niemals ein schwarzrotgoldnes Reichsbanner gegeben hat, die dahin gedeuteten chronistischen Überlieferungen sind nicht verstanden worden. Und wenn die meist sehr gelehrten und fürs Vaterland begeisterten Herren in der Paulskirche die beliebt gewordenen Farben der deutschen Burschenschaft für das alte Reichspanier hielten, so beruhte das auf einem Mißverständnis, denn unter den politisch trostlosen Zuständen der letzten Jahrhunderte waren die geschichtlichen Überlieferungen schwankend geworden, und die einfachen Regeln der mittelalterlichen Heraldik verloren gegangen.

Trikoloren, d. h. drei Farben nebeneinander auf einem Fahmentuch, sind sehr neuen Ursprungs; die älteste ist die französische Trikolore, die durch die Zusammenfügung der Stadtfarben von Paris, Blaurot, mit dem Weiß des uralten Allienbanners entstand. Schon das Aussehen, das die Bezeichnung Trikolore hervorrief, beweist, daß es sich dabei um etwas ganz neues handelte. Seit der Verherrlichung der französischen Revolution und nach den Eindrücken der napoleonischen Kriege war die Trikolore sehr populär geworden, und neue politische Bildungen taten es von nun an kaum ohne solche. So führen Griechenland, Belgien, Rumänien, Italien u. a. Trikoloren, auch das auf dem Wiener Kongreß geschaffne Großherzogtum Sachsen-Weimar, die älteste Linie des Wettiner Hauses, wählte die Farben des Mautenkranzwappens, schwarz, gelb und grün, doch führten auch da

die Fahnen bis in die fünfziger Jahre nur grün und gelb. Das Panier des neuen Deutschen Reichs ist ebenfalls eine Trikolore. Die nach den Regeln der Heraldik dem Reichswappen entsprechenden Farben Schwarzgelb verboten sich von selbst, da sie schon von Österreich geführt wurden, und so wählte man die Farben der norddeutschen Marine, deren Flagge das preussisch-hohenzollernsche Schwarzweiß mit dem Weißrot der alten Hanse vereinigte. Die drei Farben schwarzweißrot werden, wenn keine besondern Abzeichen hinzukommen, in drei gleich breiten Streifen an wehenden Fahnen von oben nach unten, an hängenden Fahnen (Wimpeln) von links nach rechts vom Beschauer (heraldisch bezeichnet: rechts nach links) geführt. Wappen und Fahnen haben überall fest bestimmte Formen und tragen, namentlich die ersten, in der Regel einen amtlichen Charakter; es kann darum nicht zulässig sein, daß an ihnen, auch zu dekorativen Zwecken, willkürliche Veränderungen vorgenommen werden.

Warum das hier angeführt wird, da doch alles bekannt sein dürfte oder wenigstens sein könnte? Anlaß und Anregung hat dazu die Ausschmückung der Feststraßen beim Einzug des Königs Georg und bei der letzten Anwesenheit des Kaisers in Leipzig gegeben. Bei beiden Gelegenheiten war wirklich Ausgezeichnetes geleistet worden, im November 1902 war namentlich die große Ehrenpforte auf dem Augustusplatz und die Feststraße durch die innere Stadt, am Tage der Kaiserparade die Einzugstraße bis zum Neuen Theater mit der geschmackvollen Verwendung von Blumenkörben, Lorbeerbäumen und Palmen eine überaus wirkungsvolle, prächtige, der Großstadt Leipzig würdige Zier. Aber die Fahnen! — da ging mein Trauern an. Schon bei dem Einzuge des Königs waren über den Augustusplatz nach der Grimmaischen Straße und wieder bei der Ankunft des Kaisers in der Goethestraße von der Promenade bis zum königlichen Palais hinauf Wimpel in den Reichsfarben verwandt worden, wie sie vorher wohl noch nie eines Menschen Auge gesehen hat. Zunächst waren daran die Farben übereinander gestellt, was von vornherein falsch ist — doch das hätte noch hingehn können, wenn die Sache hübsch ausgefallen wäre, Schönheit entschuldigt in diesem Falle alles. Aber das traf keineswegs zu, denn von oben kam zunächst ein viel zu schmaler schwarzer Streifen, darunter dehnte sich eine mächtige gedankenleere weiße Fläche hin, und ganz unten dran schloß sich wieder ein schmaler roter Streifen mit ein paar Zipfeln an. Ich habe diese schwarzweißroten Ungetüme bei beiden Gelegenheiten mehrfach mit aufrichtiger Bewunderung angesehen, so etwas hatte ich nicht für möglich gehalten. Und die Dinger waren auch dankbar für diese Bewunderung oder vielleicht humoristisch angelegt, denn beim Luftzug blähten sie sich auf, und dann kroch oben der schmale schwarze Rand noch mehr zusammen, so daß er fast einer Halsbinde glich, unter der sich eine mächtige weiße Weste rundete, etwa wie sie in neuerer Zeit durch Dr. Örtel populär geworden ist, während unten eine zu kurze rote Hose baumelte. Sehr komisch in der Tat, aber einfach scheußlich. Wie konnte man nur die deutschen Reichsfarben so verzerren! Wäre wenigstens die große weiße Fläche mit dem Reichsadler bedruckt oder bemalt worden, wie es jede Fahnenfabrik machen kann, dann hätte man sich das noch gefallen lassen, aber so zeigte ein vergleichender Blick mit der zum nächsten Fenster heraushängenden schwarzweißroten Fahne, wie so ein Ding aussehen muß, wenn es wirken soll, und daß da drüben durch Künstelei und Formenpielerei vielleicht ein Effekt hatte erzielt werden sollen, der gar nicht darin liegt.

Obgleich sich hierüber noch manches Passende sagen ließe, wollen wir doch zu etwas anderm übergehn. Während der Festtage im November waren auf dem obern und dem untern Teile des Augustusplatzes hohe prächtige Masten errichtet, von denen vielfach gelb und blau gestreifte Stoffe gleich Fahnen herabwehten. Blau und gelb sind die Farben der Stadt Leipzig, drüben von der Universität, vom Museum, vom Neuen Theater wehten Fahnen in diesen Farben herab, aber Zebra-
streifung zeigten sie nicht. Sollten vielleicht die mächtigen gestreiften Tücher so

eine Art Stadtstandarte darstellen, ähnlich wie die Königstandarte ausschließlich das Krantenkranzwappen führt? Das konnte aber auch nicht sein, denn die eine Schildhälfte des Wappens der Stadt Leipzig, die allein dabei in Frage kommen könnte, zeigt nur zwei blaue Balken im goldnen Felde, aber keine sieben- bis siebzehnfache Streifung. Woher ums Himmels willen nun die vielfache Streifung? — Nun, das ist ja in Deutschland doch ganz einfach! Die vielfach gestreifte Tuchfläche erinnert an das nordamerikanische Sternenbanner, und was ausländisch ist, noch dazu nordamerikanisch, zieht in Deutschland ja immer (nur darf es nicht vom Kaiser ausgehen, da wird darüber gewigelt), aber sonst ist man immer möglichst fremdländisch und amerikanisch, nur nicht deutsch, das wäre altväterisch, vielleicht gar — pfui Teufel! — feudal. Wenn die Nordamerikaner ein Streifenbanner haben, wollen wir auch eins haben, also darum los mit den Zebrastrreifen in die Luft! — Das nordamerikanische Sternenbanner ist eine sehr achtbare Einrichtung, um so achtbarer, als die Nordamerikaner es selbst hoch halten. Sie entfalten es auch gern und mit Stolz in Europa, jedenfalls häufiger als ein Deutscher in den Vereinigten Staaten seine Farben zeigen würde. Aber diese Sternenbanner sind alle vollkommen gleich, sie unterscheiden sich höchstens nach der Größe, und keinem Nordamerikaner würde einfallen, daran zu ändern und zu künsteln, am allerwenigsten etwa damit eine Annäherung oder Nachahmung des europäischen Fahnenbrauchs zu versuchen, daß er mit Anwendung der drei Farben seines Landesymbols eine der unfrigen ähnliche Trikolore herstellte. Vergleichen Fremdländerei kennt er gar nicht, die ist bloß in Deutschland zuhause, wo man in der Ausländerei sogar bis zur Geschmacklosigkeit zu gehen geneigt ist. Das war nun in Leipzig allerdings nicht der Fall, die funkelneugelneuen Streifenbanner mit ihrem leuchtenden Blau und ihrem satten Gelb machten sich im Sonnenschein recht freundlich, Fahnen waren es freilich nicht, höchstens Belarien in Fahnenform. Die Meßbuden haben es während der Anwesenheit des Kaisers unmöglich gemacht, daß diese Streifenbanner wieder aufgezogen wurden. Das war schade, denn öfterer Gebrauch würde die Tücher bald unscheinbar gemacht haben, und dann hätte auch das unbefangenste Gemüt eingesehen, daß ein so verblichenes und grau gewordenes Ding eben nur ein gestreiftes Stück Zeug ist, während eine blaugelbe Fahne, sei sie auch noch so verbraucht, verschliffen und erneuerungsbedürftig geworden, doch immer noch die Fahne der Stadt Leipzig bleibt, so lange der Rest vom Fahnentuch noch an der Stange hält. Auch am Tage der Kaiserparade sollte uns der Genuß der Streifenbanner nicht ganz entgehen, denn oben am Augustusplatz gab es nicht nur blaugelbe, sondern auch grünweiße — also auch sächsische nordamerikanische Streifenbanner. Aber auch diese dürften bei längerem Gebrauch den Pseudocharakter als Fahnen bald verlieren und schließlich nur noch für die Reste eines Waschkleidchens oder für das gerettete Leinentuch einer Sommerlaube aus den Schrebergärten gehalten werden.

Noch ein drittes Bild. Zur Zeit der Anwesenheit des Kaisers wehten aus den obern Fenstern des noch unvollendeten Rathauses, gegenüber dem Stadthause, fünf gleiche grünweiße Flaggen. Die zukünftige Stätte der Verwaltung der Stadt Leipzig entbot damit ihren Gruß. Die grünweißen Fahnen machten sich sehr hübsch, als ich sie zum erstenmal vom Königsplatze aus sah, und sie interessierten mich besonders, denn sie ließen von weitem an einer heraldisch richtigen Stelle (an der obern rechten Ecke, da wo auch im nordamerikanischen Banner das blaue Feld mit den Sternen steht) ein Viereck sehen, in dem schwarz und gelb zu erkennen war. Aha, dachte ich, das ist einmal ein sinnreicher Gedanke, das ist ein Schild mit dem schwarzen Löwen von Meissen in goldnem Felde in Verbindung mit der grünweißen Fahne, eine Zusammenstellung, die ihre gute geschichtliche Begründung hat, und für die sich in der Geschichte unsrer Heraldik mannigfaltige und schöne Vorbilder finden. Unsere Vorfahren aus der Hohenstaufenzeit hatten überhaupt die Eigentümlichkeit, daß sie sich auch etwas dabei dachten, wenn sie eine Sache darstellten, und wenn sie daran änderten oder Neues anbrachten, so wollten sie damit immer

einen Gedanken ausdrücken, an der Neuerung als solcher lag ihnen nichts. Aber meine Freude währte nur hundert Schritte. Als ich näher kam, entpuppte sich der vermeintliche Dreieck mit den Hypotenusen zusammengelegtes Quadrat. Die Farben von Meissen sollten es offenbar sein, aber so, in einer an das Mosaikspiel der Kinderstube anklingenden Weise, sind sie sicher vorher noch nie dargestellt worden. Und schön war es auch nicht, höchstens neu; schön sieht ganz anders aus, Dreiecke an und für sich sind selten schön. Aber wenn nun jemand das doch schön gefunden hätte und vielleicht in dieser Richtung fortfahren wollte, indem er künftig die Farben von Meissen etwa als gelben Vollmond in einem schwarzen Quadrat oder gar in schwarzgelben sezeßionistischen Mudelarabesken — die Meißner Farben blieben es ja doch — darstellte, da könnten wir herzbrechende Dinge erleben und schließlich vermaßen, wir lebten in der Türkei oder in Japan statt in Deutschland, das zur Zeit seiner ersten Blüte auch auf dem Gebiete des Schilde- und Fahnenwesens an erster Stelle stand.

Es ist eben nicht gut, wenn an altüberlieferten, feststehenden und auch auf ihre künstlerische Wirkung längst erprobten Einrichtungen unbegründete Neuerungen vorgenommen werden. Unsere Fahnen sind an sich schön und wirken immer dekorativ, täten das nur dann nicht, wenn sie ganz sinnlos angebracht würden, was eigentlich kaum möglich ist. Sie sollten nicht ohne Not verändert oder gar amerikanisiert werden. Fahnen und Wappen sind feststehende Formen, die als solche zu dekorativen Zwecken verwandt werden können, aber an denen selbst nicht herumdekoriert werden darf. Es wird ja auch kein Künstler sechsblättrige Rosen darstellen wollen, sondern er malt sie eben mit fünf Blättern, weil sie so sind. Dagegen stehen die Fahnenfarben und das gesamte Wappen wie dessen Teile zur Verwendung für dekorative Zwecke vollkommen frei, an Draperien, Belarien, Ehrenporten und dergleichen können sie unbedenklich angebracht und auch zu neuen Formen verwandt werden, bei denen der Künstler bloß die allgemeinen Regeln zu beachten braucht, daß er nichts Sinnloses zusammenstellt und das Schönheitsgefühl nicht verletzt. Nach dieser Richtung war in Leipzig höchst Anerkennenswertes, ja Mustergiltiges geschaffen worden. Vor allem ist dabei zu erwähnen das prächtige, in Art eines Baldachins angebrachte Belarium am Haupteingang des alten Rathauses. Es war aus naheliegenden Gründen in den Stadtfarben gehalten und mit Recht aus verhältnismäßig schmalgestreiftem Stoff hergestellt, denn es sollte einen Zeugstoff darstellen, und eine Anlehnung an die Art der Fahne mit breiter blauer und gelber Fläche würde geschmacklos gewesen sein. Hier verband sich der richtige Gedanke mit der richtigen Ausführung, und die Wirkung war ebenso eindrucksvoll wie schön. Ähnliches läßt sich auch von der die Feststraße bei ihrer Wendung nach Westen am Augustusplatz abschließenden Ehrenpforte sagen, die auf Belarien in freier Behandlung den Meißner Löwen und die blaugelbe Streifung des Leipziger Wappens zeigte. Es wäre noch vieles hervorzuheben und zu loben, aber das würde über das, was hier gesagt werden sollte, weit hinausgehen und ist auch schon seinerzeit von anderer Seite mit Recht getan worden. Der Zweck dieser Zeilen ist bloß, auf die in nichts begründeten und am wenigsten durch das Schönheitsgefühl gerechtfertigten Neuerungen und Änderungen an den Fahnen hinzuweisen und auch die daraus hervorgehenden Folgen anzudeuten.

Man wird Privatleuten wohl niemals verbieten können, auch in dieser Richtung, wie in manchem andern, eignen Liebhabereien nachzugehen, aber man wird im allgemeinen zugeben müssen, daß bisher kaum etwas Auffälliges zu bemerken gewesen ist. Es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß die Bürgerschaft die Gleichheit der Fahnen nicht eintönig findet, sondern gerade von einer Straße voll gleicher Flaggen den erhebenden Eindruck der Einheit und Kraft empfängt. So ist es auch mit dem Militär oder mit einer Anzahl von Turnern, die sich zu Freiübungen aufgestellt haben; eigentlich sieht doch einer aus wie der andre, aber je mehr ihrer

sind, je größer die Zahl wird, um so erhebender wirkt diese in einer Einheit verkörperte gemeinsame Kraft und kann bei erregbaren Gemüthern sogar Begeisterung hervorrufen. So kommt es auch nicht darauf an, daß einer mit einer Fahne beweisen will, daß er sich als Deutscher, als Sachse oder als Leipziger betrachtet, sondern es müssen es viele tun, eine ganze Straße, die ganze Stadt, dann erst kommt die Freude an der Gemeinsamkeit zum Durchbruch. Bisher ist das deutsche Bürgertum diesen Eindrücken gefolgt, ob das aber in unsrer Zeit der Neuerungssucht, der Formenspielererei und der damit in Verbindung stehenden Unsicherheit des Geschmacks so bleiben wird, wenn böses Beispiel gegeben wird, steht noch dahin. Schon haben sich bei den letzten festlichen Gelegenheiten Zebrabanner auf verschiedenen Dächern gezeigt, natürlich, wenn die Stadtverwaltung damit vorgegangen ist — *reginam ad exemplum*. Auch waren schon an einem hochachtbaren Privatgebäude Fahnenkonstruktionen in den Landesfarben zu sehen, die in der Verteilung der Farben, an mannigfachen Auszupfungen und schwer verständlichen krummen Linien ahnungsgrauend die Einmischung der Sezession andeuteten. Offenbar kann es nun nicht Sache der Stadtverwaltung von Leipzig sein, die aus Männern besteht und über Beamte verfügt, die solche Sachen verstehen, Anlaß oder gar Anregung zu Verwirrungen auf diesem Gebiete zu geben. Es handelt sich bisher unzweifelhaft bloß um ein Übersehen und beim Urheber nicht um böse Absicht. Aber auch in diesem Falle gilt es, das Prinzip zu wahren und weiteres Unheil im Keime zu ersticken. Wenn man auch die Fahnen dem modernen Stil ausliefern wollte, könnten wir in wenig Jahren erleben, daß man bei einem nationalen Feste statt in Leipzig auf dem Drachensest in Peking zu sein meint. Damit die Kreise der Verwaltung und der Bürgerschaft von Leipzig, die dergleichen nicht wünschen, zu rechter Zeit durch Einfluß und Beispiel entgegen wirken, sind diese Zeilen geschrieben worden, die vielleicht auch für andre Orte in Betracht kommen könnten.

—e—



Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

1. Senftenberg und Altdöbern (Karl Heinrich von Heineken)

(Schluß)



Der Morgen des nächsten Tages zeigte die Natur vom nächtlichen Regen erquickt; am Himmel kämpften noch die weißen Wolkenschleier gegen die siegreich sich enthüllende Sonne, an Baum und Strauch glänzten die Blätter in frischwaschnem Grün, der feuchte Riesel knirschte unter unsern Füßen. Das ist die rechte Stunde, die Reize eines Parkes zu genießen. Auf dem Wege dahin beschäftigten wir uns mit der ältern Geschichte des Schlosses und des Dorfes Altdöbern, die noch nicht in allen Punkten aufgeklärt ist, weil die alten Kirchenbücher im Jahre 1735 mit der Pfarre verbrannt sind, und auch die im Gräfl. Witzleben'schen Archiv verwahrten Kauf- und Belehnungsurkunden nicht über das Jahr 1699 zurückgehn. Altdöbern (Alten-Döber, Dobir) muß schon im dreizehnten Jahrhundert ein ansehnliches Kirchspiel gewesen sein, denn außer zehn näher liegenden Dörfern gehören auch die südlich von den Ralkbergen liegenden Wendendörfer Doberstroh und Ruffedil (nowe sedlo = Neue Siedlung) dazu, die 1266 und 1279 an das Kloster Dobrilugk verkauft wurden.

Der erste Herr von Altdöbern, den wir mit Namen kennen, ist Walther von Röckeritz, der 1377 das Pfarrlehen an sich nimmt und dafür der Kirche das